

ISOLDE BÖHME, Köln

**BERICHT ÜBER DIE DIESJÄHRIGE
WOLFGANG-LOCH-VORLESUNG:
ELFRIEDE LÖCHELS RELEKTÜRE VON
„TRIEBE UND OBJEKTE“**

Am 16.10.15 fand die 16. Wolfgang-Loch-Vorlesung im Hörsaal der Tübinger Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie statt. Die Veranstaltung begann mit der Feier der hundertsten Wiederkehr des Geburtstags des verehrten Patriarchen einer großen Familie. Johannes Döser sprach davon, was aus der Lektüre der Selbstdarstellung Lochs (in Ludger Hermanns Buchreihe), mancherlei poetischen Streifzügen und einem Fischzug im Internet in ihn hineingefallen war und sich in ihm zusammengefügt hatte. Begleitet von den witzigen und frechen, aber auch ein wenig melancholischen Karikaturen Gerald Hoffnungs flanierete er für eine halbe Stunde durch Lochs Leben von seinen Säuglingstagen über die Kindheit und Schulzeit, das Dritte Reich und den Zweiten Weltkrieg bis zu seiner Ausbildung zum Analytiker. In liebevoller und bewundernder Weise war vom Jubilar die Rede und natürlich auch davon, wie Döser den Werdegang eines kreativen und leidenschaftlichen Psychoanalytikers versteht. Den Weg Lochs aus seiner Geburtsstadt Berlin nach Tübingen hatte er mit „Der Nordost wehet“ überschrieben; mit dem Zitat der ersten Zeile aus Hölderlins Gedicht „An-denken“ brachte er Loch in Verbindung mit den Dichtern und diesem einen Dichter. Ein Beginn voller Charme!

„‘Triebe und Objekte‘ neu gelesen – Eine textkritische Auseinandersetzung mit einem Aufsatz Wolfgang Lochs aus dem Jahre 1981“ war der Titel von Elfriede Löchels Vortrag. Wer ist die wissenschaftlich und klinisch tätige Psychoanalytikerin – Professorin für Theoretische Psychoanalyse und Subjekttheorie an der IPU, Herausgeberin des Jahrbuchs für Psychoanalyse, Lehranalytikerin der DPV am Bremer Institut, die diesen Text liest –, war die Frage, die Friedrich-Wilhelm Eickhoff bei seiner Einleitung bewegte: Er stimmte mit seinen Bemerkungen zu Veröffentlichungen Löchels auf den Vortrag ein. Beim Stichwort „Symbol, Symbolisierung“ im Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe (Mertens & Waldvogel) beschreibe Löchel die Akzentverschiebung vom Symbol als relativ feststehender Bedeutungseinheit zu Prozessen der Symbolisierung in der individuellen psychosexuellen Entwicklung. Erst kürzlich, in einem Text im Jahrbuch 71 traue sie der Auffassung, dass die psychoanalytische Behandlung Arbeit an Symbolisierungsprozessen sei, eine gute Chance zu, bei der Suche nach einem „common ground“ der vielfältigen Strömungen der heutigen Psychoanalyse einen Konsens zu finden. Einbezogen in diese Auffassung von Psychoanalyse seien auch die neuerdings beschriebenen seelischen Zustände ohne Repräsentanz (Botella & Botella 2005). In ihrer Relektüre von Freuds Aufsatz „Jenseits des Lustprinzips“ deutet sich für sie implizit ein erweitertes, durch die Verneinungsfunktion ergänztes Verständnis des Symbolischen an. Der Todestrieb, den Freud in dieser Arbeit einführt, sei – so zitiert Eickhoff Löchel – selbst kein Repräsentant, aber sei mit jeder Repräsentanz aufs engste verknüpft „wie der Schrei mit der Stille und die Schrift mit dem weißen Blatt“. Am klinischen Beispiel, mit dem Löchel in

ihrem Hauptvortrag vor der DPV 2012 „Ringen um psychoanalytische Haltung“ gearbeitet hat, konnte er zeigen, wie sich ihr die Bedeutung des Todestriebs vom Leitfaden des (symbolischen) Fort-Da-Spiels her erschließt. Ein Phänomen der Ausstoßung werde zur Verneinungsfunktion transformiert. Die psychoanalytische Haltung fungiere als Platzhalter des Eigenanteils des Analytikers.

Den Weg von Lochs Vortrag bei der DPV-Tagung 1979 zu Löchels Arbeit nahm Eickhoff über einen eigenen Vortrag zu Lochs 75. Geburtstag 1990, in dem er wesentliche Inhalte von „Triebe und Objekte“ zusammengefasst hatte. Im Zentrum stand für ihn Lochs Konzeptualisierung der Transformation des Triebobjekts in das libidinöse Objekt über die Identifikation mit dem ersten Aggressor. Das primäre Ich wird als Abwehr-Ich konstituiert und die depressive Position durch die Identifikation mit dem idealen Aspekt des Vaters gemeistert, die der Errichtung des Überichs als innerem Objekt gleichkommt. Die depressive Position geht in Lochs Überzeugung hier der paranoid-schizoiden voran.

Als langjähriger Weggefährte Lochs machte Eickhoff einige Anmerkungen zur Rezeptionsgeschichte des Texts in der DPV. Vor seinem Vortrag in Stuttgart hatte Loch seine Gedanken in mehreren DPV-Instituten vorgestellt. In der Diskussion bei der Tagung habe Thomae Lochs Vortrag ergänzt, statt lediglich die allen vertraute konträre Position zu vertreten: im Erleben Eickhoffs eine Sternstunde.

Löchels Vortrag begann mit ihrem tiefen eigenen Anliegen, das sie schon als Studentin in Heidelberg bewegt habe: Sie hörte von Kommilitonen im Philosophischen Seminar, in Tübingen gebe es einen Professor, der nicht nur Psychoanalyse praktiziere, sondern auch philosophisch sagen könne, was Psychoanalyse sei und welcher Platz ihr im Felde der Wissenschaften zukomme. Das Anliegen, Wissenschaft und Psychoanalyse zu verbinden – und zwar über ein empiristisch verengtes Wissenschaftsverständnis hinaus – erscheine ihr heute dringender denn je. Ihre Relektüre beginnt konsequent – wie unserer Wissenschaft angemessen – immer wieder mit ihrem subjektiven Erleben und Denken. Sie sucht nach Anschlussstellen in heutigen psychoanalytischen Diskursen, ist dabei getragen von der Überzeugung, dass Gedanken in der Auseinandersetzung mit fremden Gedanken und neues Denken verbunden mit dem der Tradition Tiefe und Leuchtkraft gewinnen. Dabei lokalisiert sie Lochs Text in seiner Zeit: in der eigenen Lebenszeit am Ende der universitären Laufbahn, aber noch im Zenit seiner machtvollen und einflussreichen Position im damals gesellschaftlich respektablen Feld der Psychoanalyse. In den systembauenden 70er Jahre-Diskursen sei ihm etwas möglich gewesen, was heute nicht mehr geschehe, nämlich in umfassender Weise Psychoanalyse wie in der Nusschale als ein ganzes zusammenhängendes Gefüge zu denken zu suchen. Die Gedanken über die „Ursprünge der emotionalen Objektwelt“ führen jedoch in klinisch hochaktuelle Fragen hinein, etwa die der unrepräsentierten Zustände.

Beim Lesen sei für sie das Gefühl der Ehrfurcht vor dem groß angelegten Versuch mit dem der Überwältigung gepaart. Eickhoff hatte von einem „magistralen“ Text gesprochen. Löchel sieht den umstandslosen Wechsel zwischen heterogenen Denkräumen, etwa von der metapsychologischen Ebene der Begriffsbildung zur Beschreibung von Entwicklungsprozessen, von der Konstitutionslogik zur Chrono-

logie, von Personen zu Prinzipien, kritisch. Sie würdigt den Wunsch zu integrieren, moniert aber den Impetus, willkürlich zu verfügen.

Lochs kühner Wurf setze einen quasi kosmologischen Rahmen. Es geht um die Entstehung des Lebens. Die analytischen Denkfiguren, in denen er seine Gedanken entwickelt, entlehnt er zunächst Freuds „Jenseits des Lustprinzips“. Zeigt sich Freuds Spekulation – so Löchel – tastend, in einer Bewegung von Annahme und Verwerfung, Vorpreschen und Zaudern, ist daraus bei Loch der Gestus des Behauptens geworden. Die Vereindeutigung mit der Hervorhebung der Negation bringt den Gewinn einer Anschlussstelle zu Greens „Arbeit des Negativen“ (1999). Auf entwicklungspsychologischer Ebene verwendet Loch die metapsychologischen Denkfiguren von Eros und Todestrieb zur konkreten Beschreibung der Begegnung des Neugeborenen mit der Mutter, in der sich ein primäres Selbst bildet, eine primäre Identität, die darin besteht, was das Neugeborene *für jemand anderen* ist. Für Löchel könnte sich hier ein Dialog mit Laplanches rätselhafter Botschaft, der unbewussten infantilen Sexualität der Mutter, die ihre Begegnung mit dem Kind durchdringt, als Quelle der kindlichen Triebhaftigkeit eröffnen. Die Bildung des sekundären Selbst beschreibt Loch empirisch, erwähnt Geburt und Abstillen, während Löchel sie struktural im Sinne des fundamentalen Mangels sehen möchte: das primäre Objekt ist immer schon verloren. Einen interessanten Vergleich stellt sie zum etwa zeitgleich entwickelten Konzept der psychischen Geburt Margaret Mahlers (1980) her. Mahler versucht die Genese des empirischen Ich entwicklungspsychologisch zu beobachten, während es Loch darauf ankommt, die empirische Ich-Entwicklung mit dem transzendentalen Subjekt der kantischen Erkenntnistheorie in Entsprechung zu bringen.

Anders als Mahler beschreibt Loch die Ich-Genese nicht chronologisch, sondern begibt sich in die Paradoxie des Anfangs hinein. Er postuliert, das Ich müsse seine Strukturen selbst konstruieren. Einerseits wird erst das Ich Dauer und Kontinuität durch psychische Repräsentanz errichten, andererseits ist das vor dem Ich Seiende nicht nichts. Erst in einer späteren Arbeit wird Loch allerdings präzisieren: „Die materielle Welt ist räumlich und zeitlich verfasst, die seelische nur zeitlich.“ Löchel verweist auf die schöne Formulierung Hans Loewalds (1986): Die Zeit „ist das innere Wesen dessen, was wir psychisch nennen“. Damit ein Ich-Selbst werden kann, muss etwas zur Dauer gebracht werden. Loch bringt diesen Vorgang mit der Triebhemmung und der Konstitution des Objekts in Verbindung. Sie ergänzt den Gedanken durch das radikale Konzept Laplanches, dass die Objekte den Trieb implantieren. Näher sei Lochs Denken wohl die schöpferische Aktivität des Triebes im Konzept von Objektivierung und Desobjektivierung Greens.

Die große Frage, die Loch in diesem Text beantworten will, sei: „Wie kann man die Transformation eines undifferenzierten, um die bloße Lebenserhaltung kreisenden Triebablaufs in ein differenziertes Subjekt-Objekt-Verhältnis in der raumzeitlich strukturierten Realität, auf die durch intersubjektiv geteilten Zeichengebrauch verwiesen werden kann, denken?“ Und als Ergänzung: „Wie verhalten sich die philosophischen Annahmen über Realitätskonstitution zu den psychoanalytischen?“ Bereits im „Entwurf“ (1895) sagt Freud: „Am Nebenmensch lernt (...) der Mensch erkennen.“ Löchel betrach-

tet Lochs Bemühen, die Entwicklung der emotionalen Objektwelt in Beziehung zu setzen zu Kants Kategorien der Erkenntnis im Vergleich mit Piagets „genetischer Erkenntnistheorie“. Loch hebt in „Triebe und Objekte“ zwar hervor, dass es im Rahmen der psychoanalytischen Konzeptualisierung um die Wahrnehmung und den Begriff emotional-affektiver Objekte und nicht physikalischer Objekte gehe, bleibe aber in seinem Denken zu sehr in einer Entsprechung des Freudschen Denkens zur Metaphysik befangen und blende dabei die Entstellungen und Verschiebungen aus, die das Denken des Unbewussten mit sich bringt. Sie findet in Küchenhoffs Formulierung, dass die Psychoanalyse „die Bedingungen der Möglichkeit der Fremderfahrung unter dem Einfluss des Begehrens“ (2004) beschreibe, dass also „die Psychoanalyse nicht das Erkenntnisobjekt, sondern immer das je eigene, idiosynkratische Triebobjekt“ meine, eine überzeugende Antwort auf Lochs Frage. Melanie Klein habe im Übrigen – allerdings ohne Lochs erkenntnistheoretisches Interesse – dem Ich von Geburt an Objekt-Beziehungen zugesprochen. Löchels Kritik an den Verklebungen in „Triebe und Objekte“ – zwischen empirischem und transzendentalen Ich werde nicht klar unterschieden – betrachtet sie auf dem Hintergrund eines späteren Textes (1989) als Ringen um Fragen, zu denen er dann größere Klarheit gewinnt. Das bereits erwähnte vorrangige Interesse an den Entsprechungen zwischen Kants transzendentalphilosophischen Kategorien und Freuds metapsychologischen Koordinaten sieht sie auch da kritisch. „Das reine kantische Ich der Erkenntnis“, formuliert sie mit Warsitz und Küchenhoff (2015), sei „selbst leiblich, sinnlich affiziert“.

Die Kapitel „Die Konstituierung der Repräsentanzen“ und „Zeichen- und Symbolbildung“ werden durch eine kurze Ausführung „Übergangsobjekt, Objektbenutzung“ getrennt und seien auch theoretisch unverbunden. Die Repräsentanzenbildung werde in der Nähe zu Freud konzeptualisiert, während sich die Zeichen- und Symbolbildung auf Denksätze der Sprachphilosophie der 70er Jahre stütze. Als psychodynamisches Bindeglied fungiere das Konzept der depressiven Position, das Loch durch die Instanz des väterlichen Dritten erweitere. Löchel hebt hervor, Loch habe die Brisanz von Fragen der psychischen Strukturbildung von den Repräsentanzen bis zur Symbolisierung feinfühlig aufgespürt. In den seither vergangenen 35 Jahren waren sie ein wesentlicher Bereich analytischen Forschens. Sie stellt die von Loch betonten vier Aspekte der Repräsentanzenbildung dar, um sich dann vom Text zu lösen und das Konzept des Vaters der persönlichen Vorzeit und das Verständnis von Ding und Objekt in der Sprache Julia Kristevas darzustellen. In der Hemmung des Triebablaufs sieht Loch mit Freud die erste Voraussetzung für die Entstehung der mentalen Innenwelt. Ein konstantes Objekt wird um den Preis der Urverdrängung errichtet. Damit gewinnt das Subjekt und für dieses auch das Objekt „Realität“. Die raum-zeitliche Wahrnehmung von (Trieb-)Objekten bedarf der Zerlegung der Wahrnehmung in einen konstanten und einen variablen Teil, in der Sprache Freuds in das Ding und den Nebenmenschen. Löchel hat diesen Gedanken am Ende ihres Vortrags in einer für sie konsistenten Konzeptualisierung herausgearbeitet. Loch nähert sich im Weiteren dem Objekt- und Realitätsbezug unter dem Aspekt der Bedeutung. Die Bedeutung des Objekts sei unerschöpflich; sie setze die Triebhemmung und ein

Abwehr-Ich voraus. Zur Abwehr komme es durch Mangel und Verlust, die Loch an dieser und nur an dieser Stelle mit der primären Identifikation als der Identifikation mit dem Vater der persönlichen Vorzeit verbinde. Die Vermischung von transzendentallogischer und empirischer Ebene sei auch hier bei Loch nicht ganz überwunden. Er trenne nicht eindeutig, ob das Konzept „Vater der persönlichen Vorzeit“ für eine Projektion von Versagungsaggression stehe – damit wäre es ein psychodynamisches Konzept – oder für eine transzendentallogische Bedingung der Möglichkeit des empirischen Ichs. Löchels Verständnis des „Vaters der persönlichen Vorzeit“ als psychodynamisches Konzept besagt, dass psychische Repräsentanz von Anbeginn an gebunden ist an das Moment der Untersagung des Objekts durch einen Dritten. Das Konzept der primären Identifizierung versteht sie in diesem Kontext, rückt es also nicht in die Nähe einer uranfänglichen Verschmelzung, sondern verbindet es mit der notwendigen „primären Gewalt“, von der Aulagnier (1975) spricht. Das Kind, das Infans, bekommt einen Namen und wird in die bestehende symbolische, kulturelle, gesellschaftliche Ordnung einbezogen. Jede sprechend und deutend vermittelte Triangulierung enthält ein Element der Gewalt (Stoloff 2015). Laplanche (1996) formuliert die traumatische Überforderung des Kindes durch die elterlichen Phantasien. Der Vorgang der Urverdrängung ist intersubjektiv zu denken (Scarfone 2015). Der intersubjektive Blickwinkel ist bei Loch präsent. Löchel geht darüber hinaus: die neueren psychoanalytischen Denkfiguren kommen ohne den Bezug zur Transzendentallogik aus.

Ans Ende ihres Textes stellt Löchel Kristevas Konzeptualisierung von Ding und Objekt. In Lochs Text ist noch nicht ganz klar, ob mit dem „Ding“ ein nicht in Repräsentanzen übersetzbarer Rest der Wahrnehmung gemeint ist oder das Kant'sche Ding an sich. Kristeva (1987) meint mit dem „Ding“ ein präobjektales Mutter-Ding, beschreibt es als „Insistenz ohne Präsenz“, als ein „Etwas“, das wirkt und spürbar ist, aber als unbestimmt, ungetrennt, ungreifbar erscheint, während der Begriff Objekt an eine „raum-zeitliche Konstanz“ in einem sprachlichen Verweisungszusammenhang gebunden ist. Der Depressive, so Kristeva, „klebe“ an einem Prä-Objekt, dessen „Saum von Fremdheit“ er seine „Tränen und seine Lust“ widme. Die notwendige Negation ermöglicht – bei Loch wie bei Kristeva – die Identifizierung mit dem Vater der persönlichen Vorzeit. Beim Misslingen dieses Vorgangs ist die Stimmung einzige Spur des Objekts. Löchel zitiert aus der Winterreise: „Wenn meine Schmerzen schweigen, wer sagt mir dann von ihr?“

Die kritische Relektüre wurde von den Zuhörern zunächst mit Erinnerungen an den denkenden Loch beantwortet. Auch Green habe die primäre Identifizierung mit dem Ich-Ideal gleichgesetzt. Der Vorgang der Symbolisierung werde vollzogen, wenn das Kind die Getrenntheit wahrnimmt. Es hat Angst, der Mutter Löcher gemacht zu haben, aber die Mutter rächt sich nicht. Sollte sie sich rächen, erlebt es, seine Vitalität verwirkt zu haben, nicht mehr begehren zu dürfen. Diesen Gedanken setzt Löchel in Bezug zu der guten Verbindung der Eltern, die dem Kind einen Namen geben und ihm damit einen Platz einräumen wie auch Grenzen setzen. Eine Reihe von Bemerkungen zielte auf den Begriff der primären Identifizierung und der Paradoxie des Anfangs. Das Konzept des Vaters der persönlichen Vorzeit wurde als Chiffre des Wir-

kens eines triangulären Prinzips verstanden, das Grundprinzip seelischen Lebens ist. Ergänzt wurde dies durch eine Bemerkung zur Ich-Losigkeit der Schizophrenen. Die Schlussbemerkung einer ZuhörerIn zielte auf das „Umstandslose“, das Löchel an Lochs Umgang mit begrifflichen Differenzen und Feinheiten kritisiert hatte. Es sei das Markenzeichen Lochs gewesen. Löchel beantwortete diesen Ausdruck der Treue zu Loch mit der Idee, die Umstandslosigkeit als seine spontane Geste zu verstehen.

Elfriede Löchels Vortrag wird im Herbst 2016 im Jahrbuch der Psychoanalyse veröffentlicht werden.

Anschrift der Verfasserin:
von-Werth-Str. 44, 50670 Köln

* *

*